

Euroopa im Wandel

Dagmar Košťálová

Seit ich über das Thema „Europa im Wandel“ nachzudenken begann, geht sehr Vieles durch meinen Kopf, eine in einem Vortrag kaum unterzubringende Menge unterschiedlichster Bilder läuft vor meinem inneren Auge ab. Ich entschied mich deshalb, nicht über die Geschichte der slowakisch-deutschen Beziehungen sondern über die Gegenwart der slowakisch-deutsch-europäischen Gemeinsamkeit zu sprechen. Nicht nur Europa als Staatenverbund befindet sich nämlich zunehmend in einem geradezu taumelnden Wandel, wir alle sind seit den das Gesicht Europas binnen kürzester Zeit verwandelnden Ereignissen im Herbst 1989 kaum zur Ruhe gekommen. Die vielgesichtige „Last“ der bald 24 letzten Jahre scheint im Kontext meines eigenen Lebens das Gewicht von 50 zu haben. Dass ich dafür trotzdem aufrichtig dankbar bin, verrät Vieles über die öde Langeweile des einstigen reglementierten sozialistischen Alltags. Diese verwandelte sich, zumindest für uns aus dem ehemaligen europäischen Osten, ruckartig in ihr Gegenteil. Nicht nur in ein anfängliches Konsum- und Reiseparadies mit immer bedenklicheren Folgen, wie sich zeigt, sondern mit der Zeit in einen nicht aufhören wollenden Wirbelwind von sich täglich widersprechenden Nachrichten über immer neue Versuche, Entscheidungen und Neuerungen, welche die seit ein paar Jahren weltweit wachsende wirtschaftliche und politische Ratlosigkeit in den Griff zu kriegen versuchen. „Es gibt keine Utopie. Wir haben die Utopie selber abgeschafft [...]“¹, meinte vor kurzem eine der wichtigsten deutschen Theaterregisseurinnen Andrea Breth anlässlich der Inszenierung des zeitaktuellen Strindbergstücks „John Gabriel Borkmann“ in der Bankenstadt Frankfurt und gab damit, heißt es, auf die Krise keine Antwort. Ähnlich hoffnungsarm und unkalkulierbar wie die fortschreitende Änderung des Klimas, scheint somit auch die unmittelbare Zukunft Europas und unserer Welt im Ganzen zu sein. Von der Hand zu weisen ist dabei nicht die Vermutung, dass beide Phänomene Einiges miteinander zu tun haben.

Dagmar Košťálová

Als bedenklich angesichts der sich überschlagenden Ereignisse vernahm ich vor ein paar Wochen die Nachricht, dass in Deutschland eine eurokritische politische Partei gegründet wurde (Alternative für Deutschland, AFD), die sich die Abschaffung der EU auf die Fahne schreibt und ein elitär-akademisches Profil an den Tag legt. In den Medien werden deren programmatische und personelle Überschneidungen zum Rechtspopulismus bzw. Konservatismus diskutiert. Auf Anhieb fragte ich mich in dem Zusammenhang: Was soll ich in meinem nicht allzu langen Leben noch an plötzlich wieder vorstellbaren Umbrüchen, politischen Kehrtwenden, geographischen Grenzverschiebungen und all den immer wieder damit einhergehenden politischen, menschenrechtlichen und kulturellen Einschränkungen erleben? Wer will einem einzigen Menschenleben die Besetzung der Tschechoslowakei 1968, die politische Wende 1989, Trennung von der Hälfte der eigenen Heimat Tschechoslowakei 1993, den Eintritt in die EU 2004 und dann auch noch das eventuelle Scheitern der europäischen Idee zumuten?

Erlauben Sie mir nach dieser ersten kurzen Einführung den Blick auf eine engere, mir nähere, persönlich authentischere Betrachtung des Themas zu richten. Umso mehr, als das jahrhundertlang multikulturell besiedelte Dreiländereck, in dem wir uns gerade befinden, in vielerlei Hinsicht mit einer solchen Betrachtung zu tun hat.

Das Thema „Europa im Wandel“ gilt in der Wahrnehmung der Menschen sicher nicht nur in diesem Teil Europas als außerordentlich brisant, zunehmend konfliktgeladen und daher in dem einen oder anderen Sinn als existentiell überlebenswichtig. Vor etwas mehr als zwanzig Jahren haben viele von uns in naiver Gutgläubigkeit gedacht, die Welt könnte ruhiger, das Zusammenleben empathischer, individuelle Lebensprojekte und unser zivilisatorischer Fortschritt im Positiven chancenreicher werden. Wie bereits angedeutet, behaupte ich für mich selbst, zugespitzt formuliert, in Anbetracht des während dieser Jahre neu Erfahrenen und dazu Gelernten älter als mein physisches Alter geworden zu sein. Dankbar sein dafür mag paradox klingen. Gleichwohl behaupte ich, nicht nur in meinem Beruf als Hochschullehrerin, dank des gesellschaftspolitischen Umbruchs, der in mancherlei Hinsicht einem zeitweiligem „Kopfstand“ glich, wenn nicht

besser, so zumindest komplexer und differenzierter informiert und dadurch kritik- und urteilsfähiger geworden zu sein. Und ich behaupte auch, dass in sozialpsychologisch besonders schwierigen gesellschaftlichen Kostellationen an solchen tief erschütternden, den Menschen mit seinen Bedürfnissen und den damit zusammenhängenden Erwartungen und Sehnsüchten schleifenden Auseinandersetzungen kein Weg vorbei führt.

Dazu ein kurzer Rückblick. Auf unserer Seite des 1989 aufgegangenen „Eisernen Vorhangs“ zwischen Ost und West sind wir seit bald 24 Jahren damit beschäftigt, uns den Kopf darüber zu zerbrechen, was denn dieser sich immer weiter in die Länge ziehender politischer, wirtschaftlicher, kultureller Wandel Europas für uns hier bedeutet, was er uns an real vorzeigbarer aber auch an unserer inneren, geistigen, intellektuellen Lebensqualität brachte und auch, welche Zukunftsbilder, Erwartungen, eventuelle Ängste oder Hoffnungen für uns damit einhergehen.

In diesem Zusammenhang möchte ich den Blick auf mein eigenes Slowaken- und Europäertum richten, weil ich denke, dass nur eine ehrliche und umfassende Auseinandersetzung der persönlichen Lebenserwartungen objektivere Antworten auf die vorhin gestellten Fragen ermöglichen kann.

Ich selbst bin, wie sehr viele Menschen in unserem Land, den offiziellen Dokumenten nach Slowakin, zugleich jedoch eine mit einem Viertel aus Deutschland, mit zwei Vierteln aus Südböhmen und dem letzten aus einem noch unbekanntem Teil Europas stammende Mischung als typisches Produkt der einstigen Österreichisch-Ungarischen Monarchie, geboren in dieser Stadt und aufgewachsen in einer dreisprachigen Familie. Die Geschwister und weitere Verwandte bzw. Vorfahren meiner Großeltern lebten in vielen Regionen der Monarchie - von Rumänien über Ungarn und Österreich bis England, Einzelne von ihnen kämpften gegen die Türken oder gerieten als britische Offiziere der indischen Armee in japanische Gefangenschaft. Ich wuchs mit Berichten über ihre Lebensgeschicke heran und weidete mich in meiner kindlichen Phantasie an den vielen fernen, unbekanntem und geheimnisvollen Orten, die auch zu meiner eigenen kleinen Welt dazugehören schienen. Da meine Eltern zu den vielen Opfern des politischen Umbruchs im Jahre 1948 gehörten und sich nie mit

Dagmar Košťálová

dem totalitären Sozialismus einverstanden erklärten, wurden ich und meine Geschwister bereits in den 50er Jahren zu „Westfernsehen-Kindern“, um uns nach dem Wunsch unseres Vaters über den Vergleich der Welten auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs ein objektiveres Bild über die Welt „drinnen“ und „draußen“ machen zu können. Aus demselben Grund taten unsere Eltern später alles, um auch uns für das spätere Leben mit Fremdsprachen auszustatten. Für kaum etwas bin ich ihnen im nachhinein dankbarer als für diese Entscheidung. Für mich folgten später Germanistik- und Anglistikstudium und anschließend Hochschullehrer- und Forschungstätigkeit im Bereich der Kultur- und Literaturgeschichte der deutschsprachigen Länder.

Zurückblickend kann ich sagen, dass ich von klein auf trotz der Bemühungen des doktrinären sozialistischen Schulwesens den überwiegenden Teil meines Alltags in einer Art „innerer Emigration“ lebte und zugleich zu einer weltoffenen Europäerin wurde. Nach den niederschmetternden Ereignissen im August 1968 erlebte ich während des Öffnens des eingezäunten und heruntergewirtschafteten europäischen „Ostens“ im November 1989 ein kaum geglaubtes, heftiges Glück. Leider währte dieses Glücksgefühl nicht sehr lange. Als Erstes trübte meine Freude der plötzlich aufflammende, aktiv geschürte, zu Hause in meiner Familie nie erlebte slowakische Nationalismus, der schon wieder zu einer Art politischer Doktrin zu werden drohte und es schließlich auch wurde. Die während der November-Aufsammlungen den politischen Umbruch so einheitlich feiernden Menschenmasse wurde auf einmal durch gegenseitige Gehässigkeit der überzeugten Europaanhänger einerseits und der immer heftiger nationalistisch fühlenden Slowaken andererseits entzweigerissen. Die Teilung der über 70 Jahre währenden, einst mühsam erkämpften Tschechoslowakei am 1. Januar 1993 krönte dann, ohne dass unsere beiden Völker nach der Meinung dazu gefragt wurden, deren dreijährige Vorbereitungsphase. U. a. führte dieses Ereignis dazu, dass man mir, die ich im slowakisch-mährischen Grenzgebiet lebe, schon wieder eine Grenze direkt vor die Nase baute. Trotz der gewonnenen Bewegungsfreiheit wurde, was ich als mein Heimatland empfand, dadurch um einen beträchtlichen Teil kleiner.

Inzwischen verstehe ich zwar, dass es für die mittlerweile 10-jährige nur noch nachbarschaftliche Existenz von Slowaken und Tschechen, die sich heute friedvoller und partnerschaftlicher gestaltet als in der 1939 schon mal für 6 Jahre getrennten gemeinsamen Tschechoslowakischen Republik, historisch viel ältere Gründe für die Trennung gab, als diejenigen, für welche uns die Politiker auf beiden Seiten der heutigen Grenze nach 1989 zu erwärmen versuchten. Trotz des damals emotional starken Protestes eines großen Teils der Tschechen und Slowaken betrachte ich unser getrenntes, eigenverantwortliches Beitreten zur Europäischen Union im Nachhinein als in vielerlei Hinsicht günstiger und effektiver und die gesamte politische und wirtschaftliche Konstellation dadurch entlastet. Gleich geblieben ist jedoch nachwievor meine prinzipielle Uneinsichtigkeit gegenüber jetzigen Formen des nach 1989 erlebten, die Menschen je nach ihrer nationalen bzw. ethnischen Zugehörigkeit begünstigen bzw. benachteiligen wollenden nationalen Chauvinismus. Ich erlaube mir an dieser Stelle den schweizer Schriftsteller Max Frisch zu zitieren: „Chauvinismus als das Gegenteil von Selbstbewusstsein [...]. Ein Dilemma zwischen Fremdheit im Bezirk, dem wir zugeboren sind, oder Selbstentfremdung durch Anpassung [...] Heimat ein Problem der Identität [...] Xenophobie, die so gern mit Patriotismus verwechselt wird.“² Frischs Worten entsprechend wäre zu wünschen, dass es auch in unserem Land weniger angepasste, selbstentfremdete Menschen ohne Identität gäbe und statt dessen mehr selbstbewusste, welche zugleich in ihrem begrifflichen Differenzierungsvermögen besser trainiert wären.

Neben dem hochgepeitschten nationalistischen Übermut brachte uns der November 1989 in erster Linie das, was sich Millionen Menschen im gesamten europäischen Osten am meisten herbeiwünschten: die Beseitigung der totalitären Gesellschaftsordnung, Sanierung der heruntergewirtschafteten sozialistischen Ökonomien und Einführung der konsumorientierten kapitalistischen Marktwirtschaft. Im anfänglichen Taumel der November-Euphorie und nach 40 Jahren des gleichschaltenden und wirtschaftlich gerade noch überlebenden Sozialismus waren die die freie Marktwirtschaft unweigerlich begleitenden Gefahren der auch bei uns explosionsartig um sich greifenden, jede soziale Rücksichtnahme auf einmal ignorierenden Geld- und Machtgier, die von Anfang an hätten

Dagmar Košťálová

mitkalkuliert werden müssen, in dem real erfolgten Ausmaß leider von den Älteren kaum noch erinnerbar, den Jüngeren, nach 1948 Geborenen, kaum bekannt. Der Reprivatisierungsprozess und die ihn begleitenden, rechtlich nicht belangten kriminellen Machenschaften unvorstellbarer Ausmaße machten als Zweites den Zukunftshoffnungen vieler Menschen einen schmerzlich bitteren Strich durch die Rechnung. Eine sich mit allen Mitteln an der Macht haltende verschwistert-verschwägte Politik aller ideologischen Richtungen, die das alles gewähren ließ und lässt, verhalf der als „samten“ geglaubten Revolution, die ganz zu Beginn, im Herbst 1989, erstaunlicherweise nicht zum Ausfall auch nur einer Straßenbahnlinie führte, mit der Zeit zu gefährlich scharfen Krallen.

Die psychischen und sozialen Folgen der seit 1989 von den Slowaken gemachten Erfahrungen sind immer beunruhigender. Da es unserer Wirtschaft im europäischen Maßstab dank vor allem der Automobilindustrie immer noch relativ gut geht und das gleichsam unerschöpfliche Angebot an materiellen Gütern bei den immer maßloser privilegierten und immer mächtigeren Reichen und Reichsten zugleich am kaltschnäuzigsten ins Auge sticht, erliegt der dadurch aller erhofften ökonomischen Begünstigungen beraubte Rest entweder einer ohnmächtig vor sich hin wütenden Depression oder einer umso blinderen Konsumgier und daher einer wahnhaften Nachahmungssucht jener Lebenspraktiken, die den gewünschten Konsum erreichbar machen. So schrumpft bedenklich der Raum für andere Lebensalternativen und vor allem Lebensqualitäten, in dem eine kulturelle Kehrtwende ihre Chancen finden könnte. Etwa im Sinne eines tiefgreifenden Wertewandels nicht nur in unser zunehmendes gleichgeschaltetes Bildungssystem, das immer mehr allein auf wirtschaftliche Effizienz und Geschäftsmäßigkeit ausgerichtet wird und in eine täglich wachsende Roboterhaftigkeit unseres Lebens- und Arbeitsstils mündet.

Über das beinahe bis zur Ohnmacht reformierte gegenwärtige Bildungssystem überträgt sich die fortschreitende Depression auch auf die Welt der Intellektuellen, in erster Linie in den Bereich der Geisteswissenschaften. Wenn der französische Philosoph André Glucksmann meint, Europa leide auch am Scheitern der Intellektuellen³

und sich zugleich sein italienischer Kollege Giorgio Agamben neulich auf die ursprünglich von Alexander Kojève stammende Idee einer Union der südlichen EU-Länder beruft (auf das lateinische Reich), womit, meint er, die politische Dominanz Deutschlands in der EU ausgeglichen werden könnte,⁴ dann scheinen beide Behauptungen in demselben kritischen Argument zu gründen, welches in der EU-Diskussion immer häufiger zur Sprache kommt: dass nämlich die unterschiedlichen kulturellen Wurzeln, Mentalitätstypen, tradierte Lebensformen und klimatischen Bedingungen der in der EU vereinigten Völker nicht von vornherein in Betracht gezogen worden waren, was primär die Intellektuellen der Politik und Wirtschaft viel effizienter hätten ins Bewusstsein bringen müssen. Der Philosoph Richard David Precht kam vor kurzem mit dem Vorschlag eines radikalen Umbaus des Bildungssystems, in dem es nach ihm in erster Linie um Vermittlung der „Weltzusammenhänge“ gehen solle.⁵ Voriges Jahr meinte im vergleichbaren Zusammenhang der amerikanische Informatikprofessor David Gelernter von der Yale Universität, einer der brilliantesten Computerwissenschaftler der Welt, im deutschen Fernsehen, Ingenieure verstünden nicht, was Kinder (Schüler, Studenten, Anm. D.K.) brauchen und dass es daher keinen Ersatz für Lehrer gebe. Geistiges Eigentum sei in der heutigen Welt, die nach ihm Mitte der 90er Jahre ihre Unschuld verloren hätte, von technischen Giganten und schwachen Denkern bedroht. Gelernter sprach sich wörtlich für ein länger als 15 Sekunden lang dauerndes Ausharren und mehr Konzentration im Umgang mit Informationen aus, damit deren Verstehen überhaupt möglich wird. Die rein informativ ausgerichteten Medien seien keine guten Erziehungsinstrumente, da sie nicht nur das zu zerstören imstande seien, was schon an geistigem Eigentum da ist – an Wissen um Weltzusammenhänge eben -, sondern auch unsere Fähigkeit zu dessen weiterer Vermehrung.⁶ Seit jeher nimmt kaum eine Aufgabe Intellektuelle mehr in Pflicht als das kritische Reflektieren des jeweiligen Weltzustands. Dies widerspricht jeder ideellen Indoktrinierung, erfordert genügend Zeit für unbeschränkt freie Umschau in der Welt, für vergleichendes Erwägen der Sichtweisen auf Vorgefundenes und vor allem interessierte und im Fall der Änderungsnot neugierige, reformwillige und entsprechend engagierte Zuhörerschaft.

Dagmar Košťálová

Als im Fach deutschsprachige Literaturgeschichte tätige Universitätsdozentin mit über vierzigjähriger Erfahrung mit dem totalitärem Sozialismus träumte ich, wie viele andere in Osteuropa im November 1989 sicher auch, weniger von mehr Konsum als vielmehr von der erwähnten unbeschränkt freien Umschau in der Welt. Bis eines Tages wieder Reglementierungen kamen, die seitdem kein Ende nehmen und mich immer mehr an die Jahre vor 1989 zurückerinnern. Je gleichgeschalteter wir in Europa lernen und lehren werden, dazu immer häufiger in der nur einen gemeinsamen Fremdsprache, desto armseliger wird es angesichts des so kostbar komplexen Weltwissens und der kulturellen Vielfalt um unser gemeinsames geistiges und Sprachpotential stehen. Es wächst unsere Besorgnis darüber, wie weit der reale Bildungsertrag des dreijährigen Bachelorstudiums und der von Precht geäußerte Anspruch, über Bildung „Weltzusammenhänge“ zu übermitteln, voneinander entfernt liegen und sich ihre „Bahnen“ daher kaum je werden kreuzen können, und dass darüber hinaus auch die zwei Jahre Magisterstudium, zumal in einem weiteren Fach, der entstandenen präkeren Lage nicht wesentlich werden abhelfen können. Eine solche Situation wird neben anderen schwerwiegenden Problemlagen, mit denen Europa und die westliche Welt im Ganzen seit ein paar Jahren zu kämpfen haben, das intellektuelle Klima der Zukunft kaum weiter kultivieren und den gesellschafts- und zivilisationskritischen Diskurs daher schwerlich weiter vorantreiben.

Seit wir Germanisten nach 1989 aus dem 40 Jahre zugesperrten Osten nach Westeuropa kamen und unseren dortigen Kollegen mit ihren so viel besser ausgestatteten Bibliotheken und mit viel besseren Arbeitsbedingungen begegneten, schrumpfen geisteswissenschaftliche Institute nicht nur im ehemaligen europäischen Westen immer mehr zusammen, gehen ein bzw. werden zu „Schools of Modern Languages“ zusammenmontiert, in deren durchelektronisierter Arbeitsweise die einstige intellektuelle Auseinandersetzung existenzieller Belange des Menschen kaum mehr genügend Zeit, Ruhe und gestige „Luft zum Atmen“ findet. Dieser Option folgt mittlerweile - oben in der Hierarchie begeistert, unten zähneknirschend - auch unser europäischer Osten. Somit ist das

angesprochene Scheitern - weil in erheblichem Maße Verunmöglichen - einer zeitrelevanten intellektuellen Reflexion längst vorprogrammiert.

Bevor ich zum Schluss meiner Ausführungen noch kurz auf die historische Kontur der slowakisch-deutschen bzw. slowakisch-europäischen kulturellen Zusammengehörigkeit eingehe, in deren Zeichen ja auch diese Konferenz stattfindet, möchte ich meinen zum Teil skeptischen Einwänden zum Thema „Europa im Wandel“ einen letzten Fragesatz anschließen. Unter dem selbstsagenden Titel *Wie viel ist genug?*, erschienen in Europa vor kurzem gleich zwei Bücher. Das eine ist von den Engländern Robert und Edward Skidelsky⁷, der Vater ist Wirtschaftshistoriker und sein Sohn Philosoph. Der Untertitel lautet: *Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens*. Das andere Buch von Karin und Hans Meister ist ein Textbildband mit dem Untertitel *Die Gier und wir*⁸. Es ist kein Zufall, dass sich immer mehr Menschen ähnlich Fragen stellen und nach Antworten darauf suchen. Die Skidelskys behaupten, wir seien heute viermal reicher als vor 100 Jahren, trotzdem besitzen immer weniger von uns immer mehr und sehr viele immer weniger. Die Spaltung zwischen Demokratie und Kapitalismus als Resultat der neoliberalen Transformation von deren Verhältnis, das zu Konflikten zwischen Staaten, Regierungen, Wählern und Kapitalinteressen führe - eben auch zu dem zukunfts-offenen Wandel innerhalb der EU - sollte uns nach dem Gesellschaftsforscher Wolfgang Streeck, tief beunruhigen⁹. Wirtschaftliche Probleme entstehen zwar in den einzelnen Mitgliedsländern, gründen jedoch primär in der jahrzehntelang steigenden Gier der sich zunehmend globalisierenden Finanzwelt. Die für unsere slowakischen Verhältnisse Verantwortlichen sind Mitläufer in diesem Prozess. Mit der „Bastardökonomie“ der unaufhörlichen Gier als dem Gegensatz von einer sozial verantwortlichen Marktwirtschaft – Worte des prominenten deutschen Journalisten und Buchautors Gabor Steingart¹⁰ - untergraben sie die letzten Reste der Hoffnung auch vieler Slowaken darauf, dass nach 40 Jahren des verlogenen Sozialismus Rechtschaffenheit, Anstand, Ehre, Moral und Unkäuflichkeit überhaupt je wieder im gesellschaftlichen Zusammenleben zu finden sein würden. Zu fragen wäre womöglich, ob es „gesellschaftliches Zusammenleben“ im friedvoll lebbareren Sinne eigentlich überhaupt noch gibt? Der französische Soziologe Michel Maffesoli beobachtet seit einiger

Zeit bei den jüngeren Generationen einerseits eine Art wachsenden „Willen zum Nichtwollen“¹¹ der allein der Macht dienenden, längst abgestandenen Meinungen und „Expertisen“¹² und zugleich ihre Rückkehr zum Ideal eines kommunitären Lebens, verstanden als Ich-Sein transsubjektiv mit dem Sein anderer verflochten, ein Sein mit und für andere. Diesen Umbruch im sozialen Imaginären bezeichnet Maffesoli als „epistemologische Herausforderung“¹³ unserer Zeit. Die uns täglich auf dem Bildschirm übertragenen Äußerungen des Willens zum „Nichtmehrwollen“ von immer mehr Menschen an vielen Orten nicht nur in Europa sind einerseits Beweis genug für Maffesolis Behauptungen, mit der kommunitären Lebensform haben wir im Kontext der fortschreitenden Krisenentwicklung andererseits, wie es aussieht, immer ernsthaftere Probleme. Das Nichtmehrwollen und der anhaltende Mangel an neuen Visionen bzw. möglichen Korrekturen des status quo machen eine explosive Mischung aus, die den Genuss der europäischen Gemeinsamkeit in bange Zukunftssorgen verwandelt. „Wie schwer [...]“, fragte Christa Wolf 1986 angesichts der tödlichen Zerstörungskraft der Atomenergie, „würde es sein, von dieser Erde Abschied zu nehmen?“ und stellt, eine Fernsehdiskussion zum Thema Tschernobylkatastrophe verfolgend, verbittert fest, dass auf die paar jüngeren bärtigen Pulloverträger (sprich: Atomgegner), die aufgeregt reden und heftig gestikulieren, die Zuschauer weniger hören würden als auf die „Herren“ „in den Maßanzügen mit ihren maßvollen Meinungen“¹⁴, ihrem maßvollen Verhalten und ihrem ganzen amtlich beglaubigten Dositzen. Die Ähnlichkeit mit heute ist sicher nicht zufällig: Es brauchen keine maßvoll auftretenden und beruhigend wirkenden Atomkraftexperten zu sein. Die aparte Banken- und Finanzwelt tut auch ihr Werk. Gegebenenfalls verhilft sie uns mit ihrer in astronomische Höhen steigende Geld- und Machtgier wieder einmal in europäischer Geschichte zur Aufrichtung der alten Sprach-, Kultur- und nationalen Grenzen, was einem nicht nur die Finanzwelt, sondern uns alle Mitverantwortlichen blamierenden Debakel der europäischen Idee gleichkommen würde. In meinem Leben mit seinem multikulturellem Hintergrund würde der Abschied von Europa nach dem August 1968 und nach der Trennung der Tschechoslowakei im Januar 1993 eine weitere schmerzliche Enttäuschung bedeuten und meinen Glauben an den

Überlebenswillen und die Überlebensfähigkeit des westlichen Menschen schwer erschüttern.

Abschließend möchte ich das von mir Gesagte mit einem wichtigen, weil damit eng verbundenen Teilaspekt des Themas ergänzen. Er bildet das kulturhistorische Fundament unserer slowakischen Gegenwart.

Vor 200 Jahren waren die Slowaken in dem neben ihnen vor allem von Deutschen, Ungarn, Juden und Zigeunern besiedelten multikulturellen Gebiet Oberungarns noch die zahlenmäßig kleinste, sozial schwächste und zurückgebliebenste Volksgruppe. Noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts klagten slowakische Kämpfer für nationale und kulturelle Emanzipation ihres Volkes, dass die Slowaken statt mit Geist und Verstand immer noch körperlich arbeiten, die Neuerungen der Zeit nicht verstehen wollen und slowakische Kinder im Unterschied zu den deutschen nicht in die Schule gehen. (Štefan Leška, Orol tatránsky 1846)

Andererseits begaben sich zur gleichen Zeit junge slowakische Intellektuelle, darunter viele Dichter, bereits zum Studium an deutsche Universitäten in Halle und Jena und nahmen intensive Kontakte zur deutschen Kultur auf. Wie fruchtbar und richtungsweisend die slowakisch-deutschen Beziehungen angesichts ihrer aufklärerischen Leistung in den unterschiedlichsten Lebensbereichen spätestens seit jener Zeit für unsere nationalkulturelle Emanzipationsbewegung wurden und daher aus der slowakischen Geschichte nicht wegzudenken sind, stellt u.a. die Tatsache unter Beweis, dass es die Slowakei nach der Trennung von Tschechien 1993 trotz anfänglicher negativer Zukunftsprognosen schaffte, zu den wirtschaftlichen erfolgreichen EU-Ländern zu werden. Die Behauptung von Peter Zajac, dass die slowakische Kultur der Gegenwart Ergebnis von jahrhundertelangen Anschwemmungen aus allen Kulturen sei, die in der Region der heutigen Slowakei einst angesiedelt waren bzw. es bis heute sind und in ihr wirkten, belegen u.a. unsere Archive und Bibliotheken voll von zum Teil noch gar nicht erforschtem historischem Schrifttum in deutscher und ungarischer Sprache. Der deutschsprachigen Kultur fällt in der in diesen Dokumenten festgehaltenen jahrhundertelangen

multikulturellen Nachbarschaft, begleitet zugleich vom interkulturellen Austausch eine in vielerlei Hinsicht wegweisende Rolle zu.

Anmerkungen

¹ Vgl. *Kulturzeit*. 3sat am 12. 4. 2013.

² Vgl. Max Frisch: *Forderung des Tages. Porträts, Skizzen, Reden 1943-1982*, Frankfurt/M. 1983, S. 329.

³ Vgl. Der Spiegel, *Presseeurop* am 26.4.2013.

⁴ Vgl. ebd.

⁵ Vgl. *Kulturzeit*. 3sat am 25. 4. 2013.

⁶ Vgl. *Kulturzeit*. 3sat am 25. 2. 2012.

⁷ Vgl. Robert und Edward Skidelsky: *Wie viel ist genug? Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens*, München 2013.

⁸ Karin und Hans Meister: *Wie viel ist genug? Die Gier und wir*, Graz 2012.

⁹ Vgl. Wolfgang Streeck: *Die gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus. Frankfurter Adorno-Vorlesungen 2012*, Frankfurt/M. 2013.

¹⁰ Vgl. Gabor Steingart: *Unser Wohlstand und seine Feinde*, München 2013.

¹¹ Michel Maffesoli: *Rytmus života. Variácie o postmodernom imaginárne*, Bratislava 2011, S. 69f. (Übers. von D.K.).

¹² Ebd., S. 25.

¹³ Ebd., S. 54.

¹⁴ Christa Wolf: *Störfall. Nachrichten eines Tages*, Berlin und Weimar 1987, S. 109.